Zeitschrift: Divus Thomas

Band: 3 (1916)

Artikel: Berichten unsere Sinne die Reine Objektivität oder ändern sie ihren Bericht durch subjektive Zutaten?

Autor: Holtum, Gregor von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-762782

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gab aber eben deshalb weder die Meinung des hl. Thomas noch aber eine Anleitung dazu, wie man sich zum richtigen Verständnis des Aquinaten gelangen kann.

In der Kritik ähnlicher Werke muß man schon öfters gesagte Sätze wiederholen. Wir fühlen uns hierzu verpflichtet, damit die Ehre unserer Schule vor dem zukünftigen Historiker gewahrt bleibe. Wir müssen nämlich immer mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Frage einmal einen verständigen Protestanten zu interessieren anfängt. Er wird weder für die Thomisten noch für die Molinisten eingenommen sein, aber er wird von seinem richtigen historischen Instinkt zum tiefen Studium des hl. Thomas und der einschlägigen Literatur hingewiesen werden. Nun wir können uns vorstellen, was für ein Urteil er beim Anblick jener Benützung des hl. Thomas niederschreiben wird, auf welche schon so oft hingewiesen werden mußte. Dies möchten wir Thomisten verhüten, indem wir unsere Mitbrüder immer wieder aufmerksam machen und bitten, sie möchten doch — wenigstens in ihren bedeutenderen, bleibenden Werken — nicht bloß die Interessen der Gegenwart, sondern auch die Zukunft sich vor Augen halten. Hierdurch werden sie sich vielleicht dem Molinismus weniger nützlich erweisen, wohl aber werden sie dem katholischen Wissenschaftsbetrieb außerordentlich große Dienste leisten.

BERICHTEN UNSERE SINNE DIE REINE OBJEKTIVITÄT ODER ANDERN SIE IHREN BERICHT DURCH SUBJEKTIVE ZUTATEN?

Von Dr. GREGOR von HOLTUM, O. S. B.

Es ist nicht beabsichtigt, in den nachfolgenden Zeilen die Objektivität der sekundären sinnlichen Qualitäten zu erweisen, am wenigsten in ausführlicher Weise. Sie stellen sich einfach als Ausklang eines früheren Artikels[1] dar, in dem gegen eine Rezension Stellung genommen wurde, in der P. A. Mayer, O. S. B., im Philosoph. Jahrb., 2. Heft, 1915 sich prinzipiell gegen die Schrift des P. Gredt wandte, die den Titel führt: De cognitione sensuum externorum, Romae 1913. In dem ersten Artikel wurden die Aufstel-

[1] Divus Thomas, II. Bd. (1915), p. 515 ff.

lungen des Rezensenten zurückgewiesen, die die Objektivität der Sinneserkenntnis im allgemeinen in Zweifel zogen; in diesem Artikel sollen Sätze des Rezensenten untersucht werden, die sich auf die Erkenntnis der angegebenen Qualitäten beziehen:

P. Gredt gegenüber gesteht er zu: „An und für sich steht der Einteilung der Sinne in höhere und niedere Sinne nichts im Wege. Sie aber auf Kosten von Zugeständnissen, wie sie der Verfasser macht, durchführen, bedeutet einen Schritt von unabsehbarer Tragweite.“ P. Gredt, behauptet er, hat bezüglich der niederen Sinne einen subjektiven Zuschnitt des objektiven Zeugnisses zugegeben, für Gehör und Gesicht dagegen subjektive Einflüsse auf die Wahrnehmung in Abrede gestellt. „Die Schwierigkeiten, die sich für die reine Objektivität dieser beiden letzteren Sinne ergeben, sucht er aus dem Wege zu räumen, indem er als Gegenstand des Gehörsinnes nur die im Ohr schwingende Luft, als Gegenstand des Gesichtes nur das mit der Netzhaut in Beziehung stehende Sichtbare gelten läßt.“

Es ist dem Rezensenten darin recht zu geben, daß bei den äußeren Sinnen in keinem Punkte ein Zuschuß von Subjektivem zugegeben werden kann, will man nicht die reine Objektivität der Sinneswahrnehmung auf der ganzen Linie gründlich erschüttern. „Wahrnehmung bleibt Wahrnehmung, ob sie sich in höheren oder niederen Sinnen vollzieht. Gibt man einen subjektiven Zuschnitt bei den niederen Sinnen zu, dann ist der ernste Zweifel an der reinen Objektivität der höheren Sinneswahrnehmung auch nicht mehr hintanzuhalten“ (p. 239). Es entsteht also sofort die Frage: Hat P. Gredt in der Tat eine Beimischung subjektiver Art mit der Wahrnehmung der drei niederen Sinne als vorliegend zugestanden? Diese Schwierigkeit müßte also eigentlich zunächst untersucht werden. Doch ist es klar, daß bei einer solchen Untersuchung ein prinzipielles Element mitspielt. Wir würden bei ihr um keinen Schritt weiterkommen und es würde eine Erhellung des Punktes, ob in einem gegebenen Falle, also von einem bestimmten Philosophen, subjektive Zugaben genannter Art zugestanden werden, nicht möglich sein, wenn man nicht zuvor diesen Terminus selber untersucht. Das ist vor allem nötig, wenn man direkt mit dem Rezensenten selber verhandeln will. Er schreibt ja p. 240: „Bei einigem

Nachdenken kommt man zu dem Ergebnis, daß selbst bei den beiden höheren Sinnen das Psychische ebensowenig ausgeschaltet werden kann als bei den niederen Sinnen. „Dies Psychische kann nur eine spezielle subjektive Zutat sein, wie schon allein aus dem Zusammenhange auf das klarste erhellt."

Dieser Terminus muß also gewiß an erster Stelle untersucht werden. An zweiter Stelle kommt dann die Frage zur Beantwortung: „Hat P. Gredt wirklich subjektive ‚Zuschnitte' angenommen?"

In vier Aufstellungen kann nach meiner Meinung die ganze haltbare Lehre über die Betätigung des Sinnes bei der sinnlichen Wahrnehmung gegeben werden, insofern diese Lehre klar und bestimmt jene subjektiven Zugaben erscheinen läßt, die man ruhig zugeben kann, ohne die alte Lehre in ihren wesentlichen Punkten zu erschüttern.

1. Keine die Objektivität der Sinneserkenntnis gefährdende Zutat ist jene, die aus den physikalischen und physiologischen Bedingungen resultiert, unter denen wir die außer uns seienden Dinge erfassen: derlei materielle Bedingungen sind zahllos. Nicht bloß die Erkenntnis der sekundären, sondern auch der primären sinnlichen Qualitäten, z. B. der Figur, ist von solchen Bedingungen begleitet. Wenn nun die Abhängigkeit der Wahrnehmung der primären Qualitäten von solchen Bedingungen keine subjektive Zutat liefert, aus der ein begründeter Zweifel an der Zuverlässigkeit bei besagter Erkenntnis folgen müßte, so braucht das gleiche nicht der Fall zu sein bei der Wahrnehmung der sekundären Qualitäten unter gleicher Rücksicht. Daß aber tatsächlich die erstgenannte Wahrnehmung die gewollte Zuverlässigkeit nicht erschüttern kann, ergibt sich aus dem Hinweis auf die Figur eines Körpers, die ja nach dessen Stellung zum Auge so oder anders erscheint. Also ist dasselbe in unserem Falle möglich und Wahrheit, und zwar a fortiori, weil bei den primären sinnenfälligen Qualitäten viel mehr Bedingungen mitspielen und tätige Eigenschaften des Erkenntnisobjektes eingreifen, wenn es sich um deren Wahrnehmung handelt. „Die Strahlung (z. B.), welche das Sehen eines vom Organ entfernten Gegenstandes vermittelt, ist ein materieller Vorgang und darum wie alle materiellen Dinge dem Los der Wandelbarkeit verfallen. Auf dem

langen Weg, welchen die Strahlung vom Gegenstand bis zur Netzhaut zurücklegt, kann sie periodisch unterbrochen, von ihrer Richtung abgelenkt, qualitativ alterniert und abgeschwächt werden. Was Wunder also, wenn das Auge denselben Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus und in verschiedenen Umständen bald so, bald anders wahrnimmt? Das Licht der Sonne muß nach physikalischen Gesetzen anders erscheinen beim Sonnenaufgang, wenn seine Strahlung eine dicke Schicht trüber Atmosphären zu passieren hat, und anders am Mittag, anders durch das trübe Medium der Wolke und wieder anders, wenn die Strahlung durch die Regentropfen prismatisch zerstreut wird. Schneekristalle sind durchsichtig; wenn aber die Lichtstrahlung auf ein Aggregat von unzählig vielen kleinen Schneekristallen fällt und regellos von Millionen von Flächen zurückgestrahlt wird, so muß daraus eine Strahlung entstehen, welche im Gesichtssinn die Wahrnehmung einer weißen Oberfläche determiniert. Bei dünnen Blättchen sind die Bedingungen gegeben, unter welchen die Strahlung des weißen Lichtes in Strahlungen anders gefärbten Lichtes sich spaltet; daher wird im Auge die Wahrnehmung eines bunten Farbenspieles erzeugt. Diese und andere Erscheinungen müssen wegen der Materialität der Strahlung auftreten auch unter der Voraussetzung des Lichtes und der Farben. Wer sagt, daß die Gegenstände immer in derselben Weise erscheinen müßten, wenn die sinnenfälligen Qualitäten objektiv real wären, verkennt ganz und gar den Unterschied zwischen der immateriellen Verstandeserkenntnis und der sinnlichen Erkenntnis, welche ihrer Natur nach von schier zahllosen materiellen Bedingungen abhängt." P. L. Lercher, S. J., in Innsbr. kath.-theol. Zeitschr. 1901, 701.

Analog verhält es sich mit den Schallwellen, auf denen das tönende Objekt durch seine auf diese übertragene Qualität seine Verbindung mit uns herstellt. Folglich verhält es sich mit der Wahrnehmung von Glanz und Klang ganz anders, wesentlich anders, als mit den Zahnschmerzen als einem seelischen Zustande[1].

[1] Gut sagt Lehmen in Lehrb. der Philosophie[3], II, 73: „Wenn wir den durch einen Nadelstich verursachten Schmerz auf die Nadel oder die Hand, welche sie führte, als die Ursache beziehen, so erscheint uns der Schmerz nicht als eine Eigenschaft der Nadel oder der Hand.

Letzterer ist nur von innersubjektiven Bedingungen abhängig, erstere von objektiven Verhältnissen, die nur, weil sie wechseln, den Gegenstand, den Ton und das Sehbare in verschiedener Weise als Ton und Sehbares an den Sinn heranbringen. An eine Gefährdung der Objektivität der Sinneswahrnehmung der sekundären sinnlichen Qualitäten kann mithin im Ernst nicht gedacht werden. Wohl folgt aus dem Gesagten, daß die Wahrnehnehmungen vielfach inadäquat verschieden sind von den Qualitäten in der Außenwelt, nicht aber, daß diese Verschiedenheit eine positive ist. Es könnte aber nur jene subjektive Zutat die Objektivität der Wahrnehmung erschüttern, die eine positive Verschiedenheit enthalten würde[1].

2. Keine die Objektivität der Wahrnehmung gefährdende subjektive Zutat ist jene, die aus einem nicht naturgemäßen, ungewöhnlichen, d. h. in den meisten Fällen nicht in der Natur zu erblickenden Verhältnis des Wahrnehmungsobjektes zum Sinne sich herleitet[2].

Auch diese These dürfte keine Schwierigkeiten bereiten. Der ganze Mensch ist in ein natürliches Verhältnis zur Außenwelt eingeordnet. Ein natürliches Verhältnis aber ist ein konstantes, regelmäßiges Verhältnis. Wo also diese Konstanz unterbrochen wird, da liegt kein natürliches Verhältnis mehr vor. Sie wird aber da durchbrochen, wo in den meisten Fällen ein anderes Verhältnis vorliegt, entsprechend dem Axiom: ex communiter contingentibus fit conclusio. Der normale Bau des Menschen ist das Gewöhnliche. Die normalen Verhältnisse der Glieder und Organe sind das Gewöhnliche. In ihnen liegt das Naturgemäße. Auch das normale Verhalten des Menschen zu seinesgleichen ist das Naturgemäße. Ebenso das normale Verhältnis des Menschen zur Außenwelt; er nährt sich z. B. nur von dem, was wirklich oder natürlich Nahrungswert hat, der Regel nach. Es ist aber auch die Natur in ein geregeltes Verhältnis zum Menschen gesetzt! Auch was ihr Verhältnis

[1] Natürlich wäre es ganz genau, hier von einer subjektiven Zutat gar nicht zu reden.

[2] Unter solchen Umständen ergeben sich auch außergewöhnliche Verhältnisse für das Erkenntnisvermögen; es tritt in Tätigkeit unter nicht gewöhnlichen Bedingungen; es sind aber die gewöhnlichen, die per se gesetzten, die seiner Natur von selbst entsprechen.

zu seinen Sinnen betrifft; denn agere sequitur esse. Auf die Außenwelt also, wie sie sich für das Gewöhnliche zur Sinnestätigkeit des Menschen stellt, bezieht sich diese; danach ist sie zu beurteilen; es ist in ihr also die naturgemäße Betätigung anzutreffen, wenn die naturgemäße Lage der Außenwelt zur Sinneserkenntnis gegeben ist[1].

Es fällt offenbar dieser Punkt mit dem ersten Punkt nicht zusammen; denn die wechselnden Verhältnisse, Betätigungen, Situationen usw., die da namhaft gemacht wurden, sind doch die gewöhnlichen; sie kehren immer wieder. Ganz anders in unserem Falle. Die vielfachen, ja unzähligen Experimente, die die neuere Psychophysik anstellt, bringen sehr oft die Außenwelt in eine ungewöhnliche Beziehung zu den Sinnestätigkeiten des Menschen. Es ist also menschliches Tun, das entweder exzentrische Verhältnisse schafft oder doch Verhältnisse, die in der Natur nie ohne menschliches Tun vorkommen oder doch höchst selten in ihr zu finden sind. Es ist das Experiment bekannt, Teilchen von verschiedener Färbung zu mischen; das Resultat ist die Wahrnehmung einer Farbe. Wo liegt nun je in der Natur eine solche Mischung von verschiedenen Farbkörnchen vor? Nein! Etwas Ähnliches kommt in der Natur nicht vor. Aber kann man nicht dagegen auf eine Tatsache aus der Botanik hinweisen? — „Der Orangefarbe der Blüte der Kapuzinerhütlein (Tropaeoleae) liegt nicht etwa ein einfacher orangefarbiger, sondern ein gelber und ein roter Farbstoff gemeinsam zugrunde", Volger, Handb. der Naturgeschichte, Stuttg. 1855, p. 1037. Was wir eben sehen, ist die Wirkung der beiden in der Natur ungemischt vorliegenden Farbstoffe. Hat da nicht die Natur dasselbe bewirkt, was so oft die Kunst des Menschen zutage bringt? Und kommt es nicht bei Insekten vor, daß die Farbe, die sie als eine ganz bestimmte Farbe dem Be-

[1] Diesen Punkt deutet Lehmen a. a. O., p. 56, an, wenn er schreibt: „An dieser Auffassung (= der Objektivität der genannten Qualitäten) hielten die Menschen fest trotz mancher Täuschung. Die Täuschung war ja nur eine Ausnahme, und dann sehen sie, daß in den meisten Fällen der Grund des falschen Zeugnisses nicht in den Sinnen selbst, sondern in äußeren, für den Sinnengebrauch ungünstigen Umständen lag. Und p. 59: Aristoteles fand die Bedingungen für die objektive Gültigkeit der Wahrnehmung in der normalen Beschaffenheit der Organe und den normalen äußeren Verhältnissen.

schauer weisen, auf zusammenliegende Körnchen verschiedener Färbung zurückzuführen ist? Auch da tut also die Natur, was sonst der Mensch tut. Und wir sehen nicht die objektiven Qualitäten an sich, sondern haben nur eine ganz subjektive Empfindung. Was den zweiten Fall betrifft, so ist die Lösung der Schwierigkeit nicht schwer. Wie, wenn in minimalen Mengen bei und neben dem andersartigen Farbkörperchen sich auch solche der bestimmten Farbe befinden, die dem Auge erscheint? Dann würden ja diese in ihrer Zusammenwirkung die Qualität erzeugen, die das Auge empfindet und so wie es sie empfindet und der Objektivität entsprechend empfinden muß. Ein subjektiver Zuschnitt, der gegen das objektive Verhältnis sprechen könnte, würde nicht vorliegen. Es ist nun aber die Verschiedenheit der Farbpunkte, besser gesagt, der Farbzellen bei Tieren und Pflanzen eine überaus große; deshalb ist es ganz natürlich, daß entsprechend der Konstruktion des Auges und nach Lage der mechanischen, chemischen und optischen Gesetze, also alles in allem berücksichtigt, diese bestimmte Farbe, wie sie aus dem gleichgearteten Farbstoffe in den Farbzellen resultiert, dem Auge nahegebracht werde. Die Lösung der ersten Schwierigkeit ist naheliegend. Wir haben doch in diesem Falle nicht eine wie mechanische Lagerung von Farbstoffen vor uns, wie da, wo der Mensch verschiedene Farbkörner mischt oder nebeneinander legt. Es ist in der Blüte eine örtlich-chemische Lagerung vorhanden; was nebeneinander liegt, sind verschiedene chemische Stoffe, die naturgemäß auch aufeinander wirken können. Weshalb soll nun bei diesem Verhältnis nicht ganz naturgemäß eine dritte Qualität entstehen, eben die Orangefarbe der Blüte?

Ähnliches ist bezüglich des menschlichen Blutes zu sagen. Die roten Blutkörperchen entstehen aus den weißen Blutkörperchen, aber in diesen befindet sich der Faserstoff, der im frischen Zustand eine rötliche, faserige Masse darstellt, befinden sich verschiedene Salze und Chlornatrium; ist es da verwunderlich, daß die rote Qualität entsteht, die bei den roten Blutkörperchen existiert und das Blut als Ganzes charakterisiert?

Wenn man also nur beachtet, daß bei Lebewesen die Färbung eine besondere Bedeutung und Natur hat, insofern die nächste Ursache eine besondere ist, die chemische Wirk-

samkeit, darf man sich nicht wundern, daß an der Oberfläche des Dinges eine andere Qualität vorliegt als in den dem oberflächlichen Blicke nicht erkennbaren Gründen. Das wird noch offensichtlicher, wenn man den bekannten Farbenwechsel mancher Tiere ins Auge faßt. Der ist doch nur erklärlich durch besondere Mischungen chemischer Agentien im Tiere, die sich in diesem abhängig von seinem Instinkte vollziehen. Ohne die Annahme solcher Qualitäten chemischer Natur mit dem ausgesprochenen Zweck, bestimmte Farbwirkungen hervorzurufen, kommt das vernünftige Denken gar nicht aus; aber dann ist auch nicht mehr logisch die alte Lehre von der Objektivität der Farbqualitäten abzuweisen[1].

Noch eine andere Schwierigkeit reizt zur Lösung. Es ist Tatsache, daß sich in den schönsten blauen Augen keine Spur irgendeines blauen Farbstoffes befindet; das Blau entsteht lediglich dadurch, daß das trübe durchsichtige Gewebe der Regenbogenhaut über einen schwarzen Grund ausgebreitet ist. Und doch hält jedermann ohne Unterricht diese blaue Farbe für etwas Objektives. Diese Schwierigkeit bietet Veranlassung, noch einmal auf ein schon früher erwähntes Prinzip zurückzukommen. Unsere Sinne sind nicht so auf die Objektivität der Außenwelt eingerichtet, daß mit jedem Eindruck, den sie von der, wenn auch irgendwelchen Experimenten nicht unterstellten äußeren Welt erhalten, das Objektive von ihnen erfaßt werden müßte[2]. Sondern so,

[1] Mag man nun annehmen, daß die verschiedenen chemischen, Agentien eine besondere Qualität hervorbringen, was ja denkbar ist oder daß sie nur eine Farbwirkung erzeugen, in keinem Falle liegt eine ernste Schwierigkeit gegen uns vor; nicht in der ersten Annahme, wie sofort ersichtlich ist, auch nicht bei der zweiten, weil es etwas dem Sinne sozusagen Fremdes ist, daß ihn solche Wirksamkeit bestimme; sie liegt ja auch per se bei künstlichen Experimenten vor, und wo in der Natur nur Kräfte auf die Wahrnehmung einwirken, wie da, wo die Färbung der Wolken, des Himmels sich zeigt, fällt es keinem ein, von Sinnestäuschungen zu reden, die die Zuverlässigkeit des Sinnes in Frage stellen. Die normale Sinneserkenntnis für das Auge ist die, die sich auf die feste kolorierte Ausdehnung bezieht.

[2] So wird man auch der Schwierigkeit gerecht, die Gründer S. J. in seiner Schrift de qualitatibus sensibilibus et in specie de coloribus et sonis (1911) erhebt: „Verschiedene Menschen, die zugleich auf eine Seifenblase blicken, sehen ein und denselben Teil der Seifenblase, der eine rot, der andere grün, ein dritter violett, je nach der Verschiedenheit des Gesichtswinkels. Wenn also das Prinzip der Ähnlichkeit mit der formalen äußeren Ursache fordert, daß der Wahr-

wie sie Beziehung zu einem Vernunfturteil haben, das und wie es unschwer möglich ist. Dieses Urteil wird manchmal mit unmittelbarer Macht den Verstand das Objektive an

---

nehmung des ersten Beschauers eine absolute Qualität von roter Farbe entspreche, so fordert dasselbe Prinzip, daß der Wahrnehmung des zweiten und des dritten Beschauers an ganz demselben Teile der Seifenblase eine absolute Qualität von grüner und von violetter Farbe entspreche, d. h. die Seifenblase müßte zugleich und in derselben Hinsicht nämlich an ganz demselben Teile entgegengesetzte reale und absolute Qualitäten haben" (nr. 86 sqq., p. 48 sq.). — Es ist doch unser Auge nicht für alle Phänomene in der Außenwelt eingerichtet; sein Organismus hat nicht eine unbeschränkte Weite zum Funktionieren; dementsprechend bietet dem Sinne die Außenwelt auch nicht von sich selber auf Schritt und Tritt alle nur möglichen Objekte der Wahrnehmung, und wenn sie in außergewöhnlicher Weise auf den Sinn wirkt, ist das auch unschwer aus den Umständen zu erkennen. Nun gehört aber die Seifenblase mit ihren Lichtphänomenen wahrhaftig doch nicht in den gewöhnlichen Gang der Natur: sie ist künstlichen Ursprunges; deshalb nimmt das Auge die betreffende Farbe so wahr, daß nur ein einsetzendes vernünftiges Erkennen Klarheit verschafft. Was das Auge sieht, ist nicht eine ganz bestimmt gefärbte Qualität, sondern eine Kraft oder auch eine Mehrheit von Kräften an dem Dinge ist da, die ja nach verschiedenen Bedingungen den Eindruck hervorrufen muß, als läge eine rote Qualität vor (für den ersten Beschauer), eine violette Qualität (für den zweiten Beschauer), eine grüne (für den dritten Beschauer). Man beachte auch folgendes: Wenn man Farbenerscheinungen an der Oberfläche einer Seifenblase wahrnimmt, so ist das etwas ganz anderes, als wenn man die Farben an den Blättern der Bäume und an den Blumen wahrnimmt. Im ersten Falle habe ich das, wenn auch nicht starke Spiel chemischer Kräfte, im zweiten Falle bietet sich die ruhende Oberfläche dar. Im ersten Falle ist die Oberfläche bloß conditio sine qua non für das Wirken und Einwirken der chemischen Agentien, im zweiten Falle ist sie formell unter der Rücksicht des Sehens mit der sekundären Qualität verknüpft. Es ist also ganz natürlich, daß in unserem Falle Verschiedene verschiedene Qualitäten empfinden. Von der Qualität an sich aber können wir nichts wahrnehmen. Wir haben eine Substanz in der Seifenblase vor uns, in der chemische Kräfte tätig sind; die in der Seife latenten Kräfte kommen durch Wasser und Luft zur Auslösung; sie sind aber tätig, entsprechend der Verschiedenheit des Gesichtswinkels bei Verschiedenen; kein Wunder also, daß verschiedene Farbenempfindungen bei Verschiedenen ausgelöst werden. Es hat nun etwas Außerordentliches, das Tun des Menschen, den konkreten Grund dieser Einwirkung auf den Sinn hervorgerufen. Also liegt nicht die natürliche notwendige Proportion zwischen Sinn und Objekt vor; diese will eine ruhende Qualität, nicht ein Arbeiten von Kräften in der Natur; deshalb sehen wir auch Färbungen an Wolken z. B., ohne uns zu irren, obgleich dieselben nichts Objektives sind. Zwei Gründe kommen also hier zusammen, um die Schwierigkeit ganz befriedigend zu lösen.

der Sinneswahrnehmung affirmieren lassen; es wird manchmal das Subjektive aussprechen, wie da, wo der Mensch durch ein Experiment eine Farbe hervorgebracht sieht, es wird manchmal auch in suspenso selbst beim primitiven Erkennen bleiben. Wer die erwähnte Färbung des Auges wahrnimmt, wird, weil er unmittelbar erkennt, daß es sich um ein der Sinneserkenntnis doch nicht so offen zugängliches Objekt handelt, nicht so die blaue Farbe bezüglich des Auges behaupten, wie er es bezüglich eines Stückes blauen Tuches tut; das bestätigt, daß die Sinneserkenntnis selber nicht ein so zuversichtlich zugreifendes Erkennen ist, als welches es sich in anderen Fällen charakterisiert.

Schließlich möge noch der berühmte englische Physiker Tyndall sein Urteil über die Objektivität der Farben abgeben. Er schreibt in seinem Werke: Das Licht (Übers. Braunschw. 1876) folgendes: „Die Farben der gestreiften Oberflächen zeigen sich sehr schön bei der Perlmutter. Diese Muschel besteht aus außerordentlich dünnen Schichten, die, wenn man sie beim Polieren der Muschel durchschneidet, ihre Ränder zeigen und dazwischen die erforderlichen kleinen und regelmäßigen Furchen liefern. Den entscheidendsten Beweis, daß die Farben dem mechanischen Zustand der Oberfläche zuzuschreiben sind, können wir wohl in der von Brewster beobachteten Tatsache finden, daß, wenn wir die Muschel vorsichtig auf schwarzes Siegellack drücken, wir darauf die Furchen übertragen und so auch auf dem Siegellack die Farben der Perlmutter erzeugen“ (p. 102 f.).

Somit ist durch den Hinweis auf Konkretes in der Natur erwiesen, daß die unter dieser Nummer befindliche These mit Recht aufgestellt wurde.

Wo in der Außenwelt nun sich den Sinnen ein Objekt zur Wahrnehmung darstellt, das nicht im Rahmen der naturgemäßen Hinordnung auf die Sinneserkenntnis liegt, ist es entweder menschliches Tun — und das ist meistens, mittelbar oder unmittelbar, der Fall —, das jenen Gegenstand rücksichtlich seines Verhältnisses zur Sinneserkenntnis schafft, oder es liegt ein seltener Zufall vor. Jedesmal aber sind wir dann vollberechtigt, zu sagen, daß die subjektive Zutat, die der Sinn gibt, etwas Außergewöhnliches im Erkennen bezeichnet. Deshalb kann sie keine Instanz gegen die

Wahrhaftigkeit der Sinneserkenntnis nach deren objektiver Beziehung abgeben!

3. Keine die Objektivität der Sinneswahrnehmung nach der Auffassung der alten Philosophie gefährdende subjektive Zugabe ist jene, die daraus entsteht, daß der Mensch das im ganzen Gefüge der sinnlichen Erfahrung selbst bereitete Mittel, über kurz oder lang den Irrtum zu korrigieren, nicht anwendet. Dann ist die Folge, daß aus Mangel an Überlegung das inadäquate Bild fälschlich als adäquates gehalten wird. „Jeder Mensch kann auf der untersten Stufe der Reflexion mit Hilfe seiner Sinne leicht zur Einsicht gelangen, daß die Wahrnehmung eines im blauen Dunst schimmernden fernen Gebirgszuges eine sehr unvollkommene Erkenntnis sei.“ (P. Lercher, a. a. O., p. 703.) Zerstreuung, Aufregung, Mangel an körperlicher oder geistiger Frische usw. sind also die Fehlerquellen; sie tragen die Schuld, daß Subjektives unberechtigterweise sich in die Sinneserkenntnis mischt.

4. Keine die alte Theorie gefährdenden subjektiven Zutaten sind dann jene, die in die Sinneserkenntnis infolge anormaler Betätigung der Sinne einfließen. „Wer den objektiven Wert der normalen Sensation nach dem objektiven Wert der Halluzination bemißt, d. h. wer in der normalen Sensation nur das findet und gelten läßt, was er in der anormalen der Halluzination zu finden glaubt, der macht in erkenntnistheoretischer Beziehung in verkehrter Weise das Anormale zur Norm des Normalen und stellt in dieser Hinsicht beide auf dieselbe Stufe. Das dürfte aber durchaus nicht wissenschaftlich sein.“ (Lehmen, a. a. O., p. 67.) Doch über diese Fehlerquelle unserer Sinneserkenntnis weiteres zu sagen, ist überflüssig.

Schließlich dürfte es nicht überflüssig sein, noch eine Mahnung beizufügen, die zwar Selbstverständliches enthält, aber in unserer Kontroverse doch bisweilen von den Gegnern nicht beachtet wird. Sie lautet: Es handelt sich um Qualitäten, die von den Sinnen entweder rein formell als objektiv existierend dargestellt werden, wie es beim Gesichts-, Gehör- und Tastsinn der Fall ist, oder als virtuell-formell, wie es beim Geschmacks- und Geruchssinn zutrifft. Es ist eben ein großer Unterschied zwischen den Sinnen, sie sind ihrem Zwecke entsprechend verschieden eingerichtet; die einen sollen uns mit der Außenwelt so bekannt machen, daß die

wahrgenommene Qualität als wahrgenommene Qualität den subjektiven Eindruck auf den Wahrnehmenden nicht angibt, die andere aber ihn zugleich mit angibt. Jeder Mensch", sagt Lehmen in dieser Hinsicht mit Recht (p. 60), „macht doch einen Unterschied, wenn es heißt: ‚Die Kirsche ist rot' und ‚der Zucker ist süß'." Auch im zweiten Falle wird direkt erkannt, daß die Süßigkeit im Zucker eine korrespondierende stabile Qualität hat; nur wird die Wirkung dieser erkannten Qualität entsprechend dem Eindruck auf das Subjekt vorangestellt[1]. Auch darin liegt kein subjektiver Zuschnitt.

An zweiter Stelle, sagte ich, muß die Frage beantwortet werden: „Hat P. Gredt wirklich subjektive Zuschnitte bei der Sinneserkenntnis zugegeben?" Das behauptet nämlich der Rezensent auf p. 239: „Für Tastsinn, Geschmack und Geruch gibt er subjektive Einflüsse auf die Wahrnehmung zu. Für Gehör und Gesicht stellt er solche in Abrede." Daß dann P. Gredt nicht mit Recht auf die Objektivität der Sinneserkenntnis fraglich machenden subjektiven „Zuschnitte" angeklagt wird, wenn er jene Betätigung der Sinne zugibt, die in den angegebenen vier Aufstellungen namhaft gemacht wurde, ergibt sich aus dem Gesagten.

Was gibt also P. Gredt bezüglich des Tastsinnes, des Geschmackes und des Geruches zu? P. Gredt schreibt, einen auf alle drei Sinne beziehenden Einwurf wiedergebend und ihn lösend, folgendes: „Sensus inferiores omnino videntur habere indolem mere subiectivam. Ita quod gustui unius placet, alteri displicet; similiter res se habet etiam quoad olfactum. Respondemus distinguendo. Sensus inferiores habent indolem mere subiectivam quatenus referunt subiectivam affectionem convenientem vel disconvenientem, concedo; quatenus referunt sensibile proprium tamquam qualitatem obiectivam, nego. Et explico: Sensus inferiores referunt obiectum tamquam causaliter agens in subiectum sentiens illudque afficiens grate aut ingrate prout est conveniens vel disconveniens tum secundum naturam specificam subiecti sentientis tum secundum dispositiones eius individuales. Ideo

[1] Bei dem subjektiven Eindruck „süß" ist der Eindruck „angenehm" nur sekundär mitschwingend, wie daraus ersichtlich, daß gewissen Personen der Zucker widerlich ist. Und daraus folgt der Rückschluß, daß der sogenannte subjektive Eindruck unmittelbar die den Eindruck hervorrufende proportionierte objektiv-stabile Qualität betont.

non tantum obiectum suum referunt tamquam in rerum natura existens, sed etiam subiectivam illam affectionem. Hanc vero non referunt tamquam aliquid obiecti sed pure tamquam aliquid subiecti. Et haec subiectiva affectio variabilis est secundum dispositiones subiectivas tum specificas tum individuales, obiectum vero invariabiliter percipitur sicut est. Ita gustus omnis dulce percipit ut dulce at tunc dulce est gratum alteri vero ingratum." Mir scheint, es sei wirklich nicht einzusehen, wie aus diesem Zugeständnis etwas gegen P Gredt gefolgert werden könne. Er gibt ja ganz präzis als seinen Sinn an, daß die Empfindung des zur Auslösung des süßen Geschmackes bestimmten und diese Auslösung auch wirklich bewirkenden Zuckers die Empfindung „unangenehm" herbeiführe. Ist das nicht eine Nebenempfindung, die mit der Hauptempfindung gar nichts zu tun hat? In ihr ruht allein die subjektive Zutat; die Empfindung „süß", „bitter" usw. ist nur in weiterem Sinne subjektiv; sie ist der Hauptsache nach ebenso objektiv wie die Empfindung von grüner Farbe, einem Ton usw., wie früher gesagt wurde, erscheint bei den niederen Sinnen des Geschmackes und Geruches der Eindruck auf das Subjekt vorangestellt, weil sie dadurch von den anderen Sinnen sich unterscheiden; davon abgesehen, sind auch sie wirklich objektiv, weil sie bezeugen, daß die Qualitäten in dem Eindrucke auf sie das hervorbringen, was sie wegen ihrer Natur hervorzubringen haben. Gredt fährt dann also fort: Sed instatur: ipsa qualitas a diversis diversimode percipitur secundum circumstantias diversas; ita aegroto cibus non tantum non placet, sed etiam alium gustum obiectivum prae se ferre videtur, et etiam in statu bonae valetudinis iste cibus degustatus post illum non tantum non placet, sed alium gustum prae se fert. Respondemus primo in genere, distinguendo: Qualitas gustabilis a diversis diversimode percipitur, quatenus ipsa qualitas revera obiective modificata est, concedo: quatenus ipsa qualitas obiective non est modificata: nego. Et explicamus distinctionem descendendo ad exempla allata: Ipsa qualitas gustabilis in ore aegroti se vera modificatur propter humores, quibus eius lingua est infecta, et similiter ex residuis unius cibi qualitas gustabilis alterius modificatur."

Auch hier ist es schlechterdings nicht zu begreifen, wie eine vernünftige Philosophie die von Gredt gegebene

Lösung der Schwierigkeit bemängeln könne. Es sei insbesondere zur Bekräftigung dieser Bemerkung auf die erste der gegebenen vier Aufstellungen hingewiesen; es äußert sich die „qualitas gustabilis cibi“ eben sehr in Abhängigkeit von allerlei Umständen, äußeren Bedingungen (Temperatur z. B.) und inneren vitalen Vorgängen im Wahrnehmenden; auch auf die dritte der gemachten Aufstellungen könnte verwiesen werden, da in dem von Gredt gesetzten Falle ein nicht normales Verhältnis zwischen Speise und wahrnehmendem Subjekt vorliegt, was daraus hervorgeht, daß nach der Lehre der Physiologen in der Aufeinanderfolge der Speisen eine feste objektive Aufeinanderfolge der Regel nach stattzufinden hat[1].

P. Gredt fährt dann fort: „Iterum instatur: Aliquando contingit absolute aliquem hominem omnino alium gustum percipere in determinato aliquo cibu quam alios homines. Respondemus distinguendo: Ex errore positivo, nego; ex errore negativo seu privativo, concedo. Si verum est factum, explicatur similiter sicut explicantur errores ex dischromatopsia seu daltonismo contingentes. Potest enim fieri ut aliquis gustum aliquem omnino non percipiat. Hunc vero alium gustum invenire in cibo aliquo, in quo plures inveniuntur qualitates gustabiles inter se permixtae, facile intelligitur. Error autem iste negativus provenire potest aut ex natura specifica vel individua aut etiam ex cibo aliquo praegustato, qui sensum reddit indispositum ad gustum aliquem percipiendum.“

Offenbar will Gredt an dieser Stelle sich auf Anomalien stützen, um die erhobene Schwierigkeit zu lösen. Tatsächlich gibt es große Anomalien in der Sphäre des Geschmackes, die mit körperlichen Dispositionen zusammenhängen, die als Resultat weder Krankheit noch Kränklichkeit noch (vorübergehendes oder länger andauerndes) Un-

[1] Bezüglich der niederen Sinne ist folgende Bemerkung wichtig: Sie erkennen die Einwirkung auf das Organ von außen nicht als gewirkt von außen — das kann nur die Vernunft —, wohl aber empfinden sie den Effekt nicht als Effekt, aber doch den von außen veranlaßten Effekt; das darf uns, wenn es auch etwas Geheimnisvolles an sich hat, nicht wundern; denn jede Erkenntnis ist eine Erhebung über die Materie, vor allem die Sinneserkenntnis beim vernünftigen Menschen. Der Sinn erfaßt ja auch dunkel die Substanz am Körper, nicht bloß dessen Quantität und Qualität.

wohlsein bewirken. So berichtet v. Schweiger-Lerchenfeld in „Unsere fünf Sinne“, Wien u. Leipzig, Hartleben (o. J.), p. 336, folgendes: „Vor einigen Jahren hat Dr. Köster das Folgende berichtet: Es handelte sich um einen Mann, der infolge einer zentralen, d. h. im Gehirne gelegenen Störung die merkwürdigsten Geschmackstäuschungen darbot. Er selbst hatte beobachtet, daß er den doch sehr ausgeprägten Geschmack von Pfeffer, Zucker, Zwiebel, Zimt, Essig u. a. nicht mehr unterscheiden konnte. Zucker schmeckte für ihn sandig, ranzig, fettig und etwas bitter, Salz, Senf, Senfzucker, Pfeffer wurden nur in großen Quantitäten und da nicht eigentlich geschmeckt, sondern als beißend wahrgenommen. Auch konnte der Betreffende die Gewürze nicht unterscheiden; alle Würste und Fleischspeisen schmeckten gleich. Säuerlich zugerichtete Speisen schmeckten etwas bitter. Die nach wissenschaftlichen Prinzipien angestellten Untersuchungen nach den vier Elementen des Geschmackes: Süß, Sauer, Salzig, Bitter, ergaben, daß nur bitter zeitweilig richtig erkannt wurde, dagegen wurde süß stets als bitter, sauer als salzig oder als bitter, auch als süß empfunden.

Was den Fall so interessant macht, ist die Abwesenheit einer irgendwie bedeutsamen Geruchsstörung, die ja in der Tat sehr oft Geschmacksstörungen vortäuscht . . . Auch handelt es sich nicht um eine der häufigen Störungen durch Katarrh oder durch Lähmung eines der beiden Geschmacksnerven oder um Geschmackstäuschungen der Art, wie sie bei Hysterie auftreten.“ Deshalb sagte Gredt mit Recht: „error provenire potest ex natura individua.“ Daß aber dieser error als ein error negativus bezeichnet wird, hat auch seine volle Berechtigung, denn das macht das eben angeführte Beispiel ganz evident; es sei hier an das unter Nummer 3 Gesagte erinnert; da hieß es: „Keine die Objektivität der Sinneswahrnehmung nach der Auffassung der alten Philosophie gefährdende subjektive Zutat ist jene, die daraus entsteht, daß der Mensch das im ganzen Gefüge der sinnlichen Erfahrung selbst bereitete Mittel, über kurz oder lang den Irrtum zu korrigieren, nicht anwendet.“ Es liegt also der error dann auf Seite jenes Vermögens, das die Anwendung des Gesamtgefüges der sinnlichen Erfahrung nicht vollzieht; wird dieselbe vollzogen, wie in dem im Zitat angegebenen Falle, so liegt überhaupt

kein error vor; daß die Qualität unter den gegebenen Voraussetzungen per accidens diese Sinnesempfindung auslöst, ist ihr connatural per accidens und mithin gibt die Sinnesempfindung ganz genau das wieder, was die Qualität auch nach ihrem physischen Ansichsein, allerdings in Verbindung mit einem besonderen Zustand des empfindenden Subjektes, zu bewirken vermag; darin aber liegt gar kein Irrtum und deshalb ist es unstreitig wahr, was Gredt sagt: „veracitas sensibus externis ita convenit, ut ne per accidens quidem incidere possint in errorem positivum quoad id quod per se sentiunt" (p. 73); denn auch das, was „connaturaliter per accidens sed hic et nunc necessario" bezüglich der sich äußernden Qualität wahrgenommen wird, muß in diesem Falle (in actu exercito) als das bezeichnet werden, „quod per se sentitur"; dann entfällt aber jeder Grund, von einer subjektiven Zugabe des Wahrnehmenden zu reden. Übrigens läßt sich einiges[1] von den merkwürdigen Sensationen, von denen im Zitat aus v. Schweiger-Lerchenfeld die Rede ist, als Sensation des Tastsinnes erklären. Nach Fr. Kiesow (Beiträge zur physiologischen Psychologie des Geschmacksinnes, Philos. Stud. 1894. 10. B., S. 523, bei Gutberlet, a. a. O., p. 532 f.) „sind alle unsere Geschmackseindrücke von Tastsensationen begleitet. Die Verhältnisse gestalten sich jedoch nach den verschiedenen Geschmacksqualitäten verschieden. Am ausgeprägtesten tritt die Tastempfindung als Begleiterscheinung des Saueren auf. Sie kündigt sich hier schon unterhalb der Geschmacksschwelle als schwach adstringierend an und begleitet sodann die Geschmacksempfindung eine weite Strecke ... Beim Salzigen tritt die Tastempfindung erst diesseits der Geschmacksschwelle als schwach brennende Begleitempfindung auf ... Aber auch die Empfindungen des Süßen und Bitteren sind mit Tasteindrücken verbunden ..., man hat (in einem von Kiesow geschilderten Falle) um die Schwelle herum eine Empfindung des Glatten und Weichlichen. Diese Erscheinungen sind zweifellos Tastsensationen." Ferner wird von manchen Naturforschern bei der engen Verwandtschaft von Geruch und Geschmack eine Kompensation auch des letzteren angenommen, so daß, wie ein Geruch durch einen anderen, so ein Geschmack

[1] Nicht alles!

durch einen anderen herabgestimmt, ein unangenehmer durch sogenannte Korrigentien verbessert werden kann; „durch fortgesetzten Zusatz von Zucker kann man das Bittere des Kakaos aufheben und verspürt bei einem gewissen (Indifferenz-) Punkte auch nichts Süßes (p. 535). Diese Herabstimmung wird als eine ganz gewöhnliche Erscheinung von allen Naturforschern angenommen; die Herabdrückung zur Indifferenz empfindet aber nicht jeder. Das wird jedenfalls durch die gesagten Experimente als erwiesen zu betrachten sein, daß die Qualität des Schmeckbaren in ihrem Ansichsein eine Verwandtschaft der verschiedenen Qualitäten unter sich besagt; deshalb wurde auch gesagt: „Daß die Qualität unter den gegebenen Verhältnissen per accidens diese Sinnesempfindung auslöst, ist ihr connatural per accidens"; es liegt etwas in der Weite der Qualität, daß sie auch diese Empfindung hervorrufen, wenngleich sie nicht das absolut objektiv Entsprechende ist; es kann also wirklich von keinem die Objektivität der Sinneswahrnehmung aufhebenden Zuschnitt die Rede sein. Gleiches hat vom Geruchssinn und seiner Qualität zu gelten.

Auch vom Temperatursinn lassen sich Schwierigkeiten gegen die alte Lehre erheben. Aufklärung wird hier am besten die Darlegung des Theoretischen geben, weil gerade bezüglich desselben vielfach Verworrenheit herrscht.

Früher wurde vielfach der Temperatursinn dem Tastsinn zugelegt. Das kann nun nicht mehr festgehalten werden. Nur bei der Lokalisation, die der Temperatursinn vollzieht, kommt in einem bestimmten Falle der Tastsinn zur Betätigung, dann nämlich, wenn das draußen befindliche erwärmte oder kühle bzw. kalte Objekt, z. B. der erwärmte Ofen, in seiner Temperaturbeschaffenheit wahrgenommen wird; die Berührung ist dann conditio sine qua non; wenn die draußen befindliche Temperatur so empfunden wird, daß der Wahrnehmende primär die Änderung seiner Eigentemperatur als unmittelbar von außen bewirkt direkt empfindet und das Eintreten der Berührung erst durch Nachdenken oder durch die öfters sich vollziehende Empfindung ihm zum Bewußtsein gelangt, so ist die Berührung gewiß noch viel offensichtlicher conditio sine qua non für die Lokalisierung der Empfindung, die nicht einmal durch den Sinn zu erfolgen braucht; noch offensichtlicher, sage ich,

ist dies; denn im ersten angegebenen Falle wird die Berührung oder, besser gesagt, das der Berührung sich darbietende Objekt unter der Beziehung der Berührung empfunden; im zweiten Falle liegt das aber offenbar nicht vor. Noch deutlicher wird das Gesagte, wenn man erwägt, daß im ersten Falle die Empfindung von dem Objekt, das berührt wird, dem Ofen z. B., und von der Änderung im Organ, der Hand z. B., bloß unlöslich in eins zusammenfällt; es kann ja die Empfindung von dem Resistenz entgegensetzenden Objekte nicht formell identisch sein mit der Wahrnehmung von der Änderung im subjektiven Zustand; also ist die Empfindung von dem ersten conditio sine qua non für die Empfindung des zweiten, da das umgekehrte Verhältnis ja nicht stattfinden kann; aber beide Empfindungen fallen unlöslich in einem Zeitmoment zusammen. Also hat der Temperatursinn formell mit dem Tastsinn (sensus resistentiae) nichts zu tun; also ist er ein eigener Sinn; er empfindet immer die Temperatur des eigenen Körpers so, daß dies als objectum proprium zu bezeichnen ist; aber er empfindet entweder nur die Temperatur des eigenen Körpers — das trifft in jenen Fällen zu, wo das normale innerorganische Verhältnis nicht vorliegt (im Fieber z. B., bei Blutverlust, Blutarmut, Stockungen des Blutes) — oder er empfindet auch die Differenz zwischen der Eigentemperatur und der äußeren Temperatur; dann nimmt er allerdings die äußere Temperatur wahr, aber das ist nur eine Konnexempfindung, die sich daraus erklärt, daß die Empfindung der inneren Wärme, bzw. ihres Mangels oder die Empfindung des Wechsels in der inneren Zuständlichkeit von außen veranlaßt ist; deshalb ist nach dieser Beziehung der Temperatursinn ein äußerer Sinn; gleichwohl bleibt er begrifflich ein Sinn, mit einem einheitlichen Objekt, weil nur die Konnexempfindung sich auf das Äußere bezieht; aus dem Empfinden der Eigendisposition heraus ergibt sich sofort, ohne Schluß, eine Wahrnehmung der äußeren Temperatur, bisweilen ohne Hilfe des sensus resistentiae, bisweilen mit dessen Hilfe. Daß diese sich eingliedernde Konnexempfindung vorliegt, ergibt sich einfach daraus, daß das Physische des belebten Organismus veranlagt ist auf das Physische der Außenwelt; also bezieht sich auch dieser Organismus in bestimmten Fällen ebenso unmittelbar auf die Außenwelt, wie er sich

selber empfindet[1]; weil aber die Einschätzung des eigenen Zustandes das Ziel, die Hauptsache ist, ist jene Konnexempfindung nicht auf das objectum proprium des Sinnes zu beziehen.

Das nun vorausgesetzt, ist es sofort klar, daß der Temperatursinn als innerer Sinn (was er allein ist) sich bezüglich des objectum proprium unmöglich irren kann; er hat ja nur anzugeben, wie der Organismus in den verschiedensten möglichen Fällen oder Lagen unter Rücksicht der Wärme oder des Gegensatzes zu ihr affiziert ist; ob der normale Zustand im Organismus vorliegt oder nicht, darüber hat er nicht zu berichten; daß aber der Temperatursinn, wenn er vermittels der Berührung über die Temperatur eines äußeren Gegenstandes berichtet, sich nur irren kann, wenn im Organismus Anomalien vorliegen, ist klar.

Somit können Schwierigkeiten leicht behoben werden. Gredt bespricht die bekannten Erscheinungen der Konträrempfindung der Wärme und der Paradoxempfindung der Kälte (nach Wundt, Physiol. Psychologie II, 16 f.) und erklärt sie so: „Sensatio (caloris et frigoris) contraria ostendit id, quod jam notavimus nr. 12, puncta quae dicuntur specialiter destinata ad frigus percipiendum, etiam percipere (imperfecte) calorem et vice versa puncta destinata ad calorem percipere etiam frigus. Sensatio autem, quae dicitur paradoxa frigoris, explicanda est tamquam sensatio sensus temperaturae, quae exercetur intra corpus quatenus pars corporis magis calefacta sentit partem minus calefactam tamquam frigidam. Actione enim continua caloris punctum seu nervus ille specialiter destinatus ad frigus percipiendum etiam ipse calefactus est. Quare sentit differentiam temperaturare quae viget inter ipsum et partem corporis vicinam minus calefactam i. e. sentit frigus. Nervus autem hanc differentiam i. e. frigus potius sentit quam causam caloris extrinsecae calefacientis, quia ipsa natura sua magis dispositus est ad frigus sentiendum quam ad calorem. Sentiri autem dolorem, maxime aucta temperatura, difficultatem non facit. Tunc enim laeditur organismus; quae laesio ut sensatio tactus (sensatio resistentiae) disconveniens sentitur.“ Ist das alles nicht wohl vereinbar mit der Objektivität eines Sinnes,

[1] Es wird von diesem Punkte später noch einmal die Rede sein.

insofern dieser über die Verhältnisse im eigenen Organismus zu berichten hat? Wird nicht ganz richtig die Eigenart des Nerven aufgezeigt, der hier in Funktion tritt? Und ist die Erklärung, die von der Wechselberührung zwischen zwei ungleich temperierten Körperteilen ausgeht, eine Erklärung, die uns nötigte, die alte Philosophie aufzugeben? Nein, auf keinem Punkte von Betracht ist sie als widerlegt anzusehen.

Endlich soll noch eine Schwierigkeit ins Auge gefaßt werden, die, wie es scheint, eine unmittelbare Wahrnehmung der sinnenfälligen Qualität bei einigen Sinnen nicht bestehen läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß beim Geschmack und Geruch unmittelbar der subjektive Eindruck auf das Organ empfunden wird, z. B. der Eindruck des „süß Schmeckenden"; beim Gesichts- und beim Tastsinn hingegen wird unmittelbar das Gegenständliche erkannt, das draußen befindliche konkret Rote z. B. Jetzt fragt es sich, ob mit dem unmittelbaren Eindruck subjektiver Art die Wahrnehmung des Äußeren als so zusammenfallend gedacht werden kann, daß auch von einer unmittelbaren Wahrnehmung des äußeren Gegenstandes die Rede sein kann. Es scheint, daß es dem Subjekte nur auf dem Wege kausalen Vorstellens oder eines ähnlichen Prozesses möglich ist, von der subjektiven Empfindung aus zum Wahrnehmen des Äußern zu gelangen. In der Tat erkenne ich ja bei jenen Empfindungen primär das „in mir", ganz im Gegensatz zu dem unmittelbar Erfaßten „außer mir", das beim Gesichts- und beim Tastsinn am eklatantesten sich zeigt; so muß doch, scheint es, ein Regressus von dem „in mir" zu dem „außer mir" vollzogen werden; wird er vollzogen, so liegt am Ende eben die Erkenntnis des „außer mir". Aber besagt ein solcher Regressus etwas anderes als ein kausales Erkennen oder etwas diesem Verwandtes? Es ist ja das „außer mir" etwas mir Fremdes; es wirkt aber offenbar, um in mich einen Eindruck hineingelangen lassen zu können; also muß ich, erkenne ich primär das „in mir", an zweiter Stelle das von außen in mich Gelangende und in mich Hineinwirkende erkennen; ich erkenne also durch die Erfassung eines kausalen Zusammenhanges das „außer mir".

Vor Lösung der Schwierigkeit sei zunächst darauf hingewiesen, daß, müßte auch die Erfassung des draußen

Befindlichen durch eine Art kausalen Erfassens zugegeben werden, daraus noch nichts gegen das „Ansichsein" der Qualität folgern würde, weil die Ursache das Gewirkte sich doch verähnlichen mußte.

Die Lösung der Schwierigkeit gegen ein unmittelbares Erfassen der besagten Qualitäten dürfte in folgendem gegeben sein: Ich bin unmittelbar auf mich selbst und unmittelbar auf die Außenwelt bezogen; letzteres wird daraus evident, daß z. B. beim Sehen ich unmittelbar das äußere Objekt erkenne. Ist dem so, so erklärt es sich ganz natürlich, daß, wenn ein Äußeres auf mich wirkend subjektiv mich beeinflußt, ich mich unmittelbar auf das in diesem subjektiven Eindruck steckende Äußere zugleich mit der Empfindung des subjektiven Eindruckes bezogen fühle. Deshalb fallen beide begrifflich unterschiedene Momente zeitlich zusammen. Hat denn das Tier ein kausales Erkennen? Und doch erkennt es zweifellos wie der Mensch bei jenen Empfindungen das äußere Objekt! Oder soll es durch eine besondere Fähigkeit, die dem kausalen Denken beim Menschen in unterer Sphäre entsprechen würde, leisten, was der Mensch leistet? Aber dann müßte man neben den Gemeinsinn (sensus communis) den Instinkt (vis aestimativa) und die Phantasie diesen besonderen Sinn stellen; wer aber die traditionelle Philosophie beibehalten will, muß das ablehnen; wer aber das nicht tut, muß den neuen Sinn überzeugend begründen; das aber ist unmöglich, weil man entgegenhalten kann, daß es unnatürlich sei, das Subjekt, das mit seiner Materie der Außenwelt unmittelbar verknüpft ist, in seiner Erkenntnis aus diesem unmittelbaren Zusammenhang zu lösen. Also ist auch bei jenen Qualitäten deren unmittelbare Erfassung durch den äußeren Sinn Tatsache. Damit wird Einwürfen eine Handhabe entzogen und der Wirkungstheorie jedes Fundament genommen[1].

[1] Es dürfte nicht angebracht sein, mit Lehmen a. a. O., p. 78, zu schreiben: „Bei der Geschmackswahrnehmung wird der subjektive Eindruck in seiner Beziehung zur äußeren Ursache wahrgenommen." Dann muß man auch zugestehen: „Beim Sehen erkenne ich mich als in dem subjektiven Zustand des Sehens befindlich, dem der subjektive Zustand des Nichtsehens vorausging": subjektiv verändert von außen in dem einen wie dem anderen Fall! Man käme also wieder zu einer Projektion! Wer die unmittelbare Erkenntnis bei einem äußeren Sinn annimmt, kann sie nicht beim anderen leugnen! Es genügt aber

Schließlich noch ein Wort über die moderne Erklärung, die Verbindung der Qualitätenvorstellung, z. B. der subjektiven Farbe mit dem Objekt, geschähe nicht durch einen förmlichen Schluß von der Ursache auf die Wirkung, sondern in rein sinnlicher Weise durch eine Projektion beider an demselben Ort, einen psychischen Prozeß.

Es bleibe zunächst dahingestellt, ob nicht ein förmlicher Schluß doch bei der subjektiven Fassung der sekundären Qualitäten angenommen werden müsse, will man die Wahrnehmung ernstlich zu erklären suchen.

Ganz abgesehen davon also, bleibt nur folgendes Dilemma möglich:

a) Ich komme dazu, das, was für das Auge in sich subjektive Empfindung ist, als an dem Objekt konkret befindlich zwar wahrzunehmen, aber über das Weitere, ob objektive Qualität oder nicht, gar nicht in dem nachfolgenden Vernunftakt, der ganz unmittelbar sich ergibt, etwas zu bestimmen. Diese Annahme trifft nicht zu; der besagte affirmierende Akt ist Tatsache und diese Tatsache ergibt sich für jeden nach dem Zeugnis des Bewußtseins spontan mit und aus dem Akt der sinnlichen Wahrnehmung.

b) Folglich ist das zweite Glied des Dilemmas gegeben: Der ganz unmittelbar für jede normale Erkenntnis mit dem Wahrnehmungsakt einsetzende Vernunftakt bestimmt positiv über das: ob objektive Qualität oder nicht; er bestimmt darüber, bevor das philosophische Denken einsetzt, ausschließlich sich stützend auf die sinnliche Wahrnehmung. Folglich ist diese per se zweifellos der zureichende Grund für die Qualität des Vernunftaktes, folglich auch für die

auch nicht, anzunehmen, irgendein Objektives liege der Wahrnehmung zugrunde. Mit Recht schreibt deshalb Gredt: „Man würde der Lehre von der formellen Objektivität der Sinnesqualitäten bezüglich der niederen Sinne nicht genügen dadurch, daß man irgendeine objektive Ursache annähme, welche wegen der subjektiven spezifischen Sinnesenergie so empfunden würde, wie sie empfunden wird. Denn dann würde man die formelle Sinnesqualität als solche ja ins Subjektive auflösen und fiele somit in die Ansicht jener, welche die Qualitäten als solche für nicht objektiv halten. Nein, die dem niederen Sinn als Objekt entsprechende Qualität wird so empfunden, weil sie ihrer Natur nach objektiv so ist, d. h. eine solche Beschaffenheit ist, die naturnotwendig von dem betreffenden Sinn unter den naturentsprechenden Bedingungen so empfunden wird.“ Jahrb. 1912, p. 432.

Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung desselben mit der Wahrheit. Im Falle der Falschheit ist der Sinn per se Ursache der Falschheit des vernünftigen Erkennens. Das trifft nun in unserem Falle zu, da der direkte Akt des Erkennens ist, die sekundäre Qualität als objektiv-reale Qualität zu affirmieren. Folglich führt die moderne Hypothese zum Ruin zunächst der vernünftigen Erkenntnis, dann aber auch a fortiori zum Ruin der Sinneserkenntnis als einer Wahrheitsquelle.

Das Gesagte trifft nun ganz offensichtlich zu für die Wahrnehmung, die Auge und Tastsinn haben, da bei ihnen der erste Vernunftakt das objektiv Gegebene als durch die Sinneserkenntnis erfaßt annimmt.

Aber was erfaßt denn (bei normalem Erkennen) die Vernunft nach Betätigung des Geschmacks- und Geruchssinnes? Unmittelbar, nach dem einmütigen Zeugnis der Menschen, das Objektive nicht als Körper im allgemeinen, nicht als Körper mit Ausdehnung, sondern als Körper mit einem dem Körper hinzugefügten Sein, das auf Geschmack und Geruch wirkt. Und worauf stützt sich diese Erkenntnis? Nun, sie wiederholt nichts anderes, als was der Sinn zu sagen veranlaßte. Also haben wir auch hier die gleiche Folgerung. Zugleich beachte man aber auch hier, daß auch bei Geschmack und Geruch im wesentlichen die sekundäre Qualität wie bei Auge und Tastsinn erkannt wird als etwas unmittelbar Gegenständliches; die Hauptsache ist dieselbe: erkannt wird ein dem Körper akzidentell hinzukommendes Sein.

Nun bleibt noch der Gehörsinn. Bei ihm ist es am schwierigsten, die Sinneserkenntnis als eine der Erkenntnis der anderen Sinne gleichartige Sinneserkenntnis herauszustellen; es muß zugegeben werden, daß bei ihm nicht formell eine Qualität als eine mit einer konkreten Körpersubstanz fest verbundene Qualität erkannt wird: es wird formell und unmittelbar nicht der tönende Körper wahrgenommen; aber läßt es sich leugnen, daß beim Gehör eine akzidentelle ratio essendi zu unserer Wahrnehmung von außen nach dem unmittelbaren Empfinden und Urteilen Aller zu kommen scheint? Und genügt eine solche Wahrnehmung nicht dem Anspruch, Wahrnehmung einer objektiven Qualität zu sein? Das Gegenteil müßte erst erwiesen werden! Diese Wahrnehmung hat meines Erachtens

nur dies Eigene, daß der Träger dieser Qualität bloß verschwommen und undeutlich dem Bewußtsein vorgeführt wird; darin liegt ebensowenig etwas Merkwürdiges wie darin, daß, je mehr ein Körper vom Gesichtssinn abgerückt wird, die körperliche Substanz um so weniger noch im Bewußtsein haftet; es ist die Qualität der Ausdehnung, die auf den Sinn primär Einfluß ausübt. Also trifft es auch beim Gehör zu, daß von dem Sinn unmittelbar eine Qualität als objektiv gegeben und als an irgend etwas konkret haftend genügend wahrgenommen wird. Folglich hat alles Gesagte auch zugunsten des Gehirns seine volle Berechtigung.

Das also war zu sagen, falls man die moderne Hypothese erledigen will, wie sie ohne Inanspruchnahme eines kausalen Denkens ihre Aufstellung rechtfertigen will.

Aber dieses Denken ist nicht zu umgehen, will der Gegner logisch folgern; das hat überzeugend Lehmen a. a. O., p. 87 ff., nachgewiesen. Auf ihn sei hier verwiesen!

LITERARISCHE BESPRECHUNGEN

1. **Dr. phil. Theodor Steinbüchel:** Der Zweckgedanke in der Philosophie des Thomas von Aquino nach den Quellen dargestellt. — Münster i. W., Aschendorff 1912. XIV u. 154 Seiten.

Die Schrift bildet einen Bestandteil der von Klemens Bäumker herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters". Nach einem einleitenden Teil über den Begriff von Ziel und Zweck behandelt sie in ihrem ersten Abschnitt den Zweckgedanken in der thomistischen Naturphilosophie und Psychologie (die zielstrebige Betätigung der einzelnen Wesen); der zweite Abschnitt behandelt den Zweckgedanken in der thomistischen Ethik und Gesellschaftslehre (den Menschheitszweck); der dritte Abschnitt den Zweckgedanken in der thomistischen Metaphysik (den Weltzweck und seine metaphysische Begründung). Steinbüchel will nicht nur die Lehre des hl. Thomas darstellen, sondern auch beständig hinweisen auf die Beziehungen dieser Lehre zu den früheren Denkern: zu Platon, Aristoteles, Augustinus und Dionysius Ps.-Areopagita. Die Arbeit ist gewissenhaft ausgeführt. Jedoch merkt man, daß sich der Verfasser ohne vorhergehende tiefere Kenntnis des ganzen thomistischen Lehrgebäudes an seine Aufgabe gemacht hat. Hieraus mußten sich notwendig einige Mißverständnisse und schiefe Beurteilungen ergeben.

So beanstandet Steinbüchel (p. 9) in etwa die Weise, wie der hl. Thomas S. th. I q. 2 a. 3 das Kausalgesetz (alles, was bewegt wird, wird von einem andern bewegt) analytisch aus dem Satz des Widerspruches ableitet. Man könne einwenden, daß hier eine Voraussetzung gemacht werde, die nicht bewiesen sei, die Voraussetzung nämlich, daß alles Werden ein Gewirktwerden sei. Allein